Die unbekannte Gönnerin.

Novellette von Otto Girndt.

„Wer ist nur diese Frau Schütz?" murmelte der Badearzt Funk kopfschüttelnd vor sich hin, nachdem er aus seinem Sprechzimmer eine Dame entlassen, die sich ihm als neu eingetroffener Kurgast vorgestellt und seine Verordnungen entgegengenommen. Er rief die alte Wittwe herein, bei der er zur Miethe wohnte und die seinen Haushalt besorgte.

Die Matrone begann, ohne Funk's Anrede abzuwarten: „Weiß schon, was der Herr Doktor mir sagen wollen. Hab' ich nicht Recht gehabt, als Sie vorigen Sommer so unglücklich waren, weil Sie nicht gleich von Patienten überlaufen wurden? Damals sagte ich Ihnen: nur Geduld, im ersten Jahr dürfen Sie sich noch keine Praxis versprechen, Sie müssen erst nach und nach bekannt werden! Und nun sehen Sie: kaum hat heuer die Saison angefangen, da macht sich's schon. Gestern zwei alte Herren und heute hintereinander am Vormittag vier Damen! Ist das etwa noch nichts?"

Funk nahm den Augenblick, wo sie innehielt, wahr, um einzufallen: „Gewiß bin ich dankbar, meine gute Frau Stenzel, aber was das Merkwürdigste ist: die vier Damen heut' sind sämmtlich aus Berlin von einer Frau Schütz, die ich gar nicht kenne, an mich gewiesen."

Die Haushälterin machte große Augen: „Was Sie sagen! Ja, wie geht denn das zu?"

„Das weiß ich eben nicht," versetzte er.

Die Wittwe wiegte den Kopf: „Jedenfalls muß die Dame doch Sie gesehen haben, Herr Doktor, und wer weiß . . . . ?"

„Wer weiß? Was, Frau Stenzel?" fragte er.

Sie blinzelte schlau: „Wenn Sie ihr gefallen hätten, sollt' es mich nicht wundern. Daß Sie ein hübscher Mann sind, brauch' ich Ihnen nicht zu predigen."

Er lachte laut auf: „Gott, welche Phantasie! Nach Ihrer Idee, Mütterchen!" er nannte sie, wenn er guter Laune war, öfter so — „hätte sich die Frau Schütz am Ende gar in mich verliebt und gäbe mir's durch Zuwendung von Klienten zu verstehen?"

Frau Stenzel wurde ernst: „Na, unmöglich wäre das doch nicht?"

„Dann würde sie wohl andere Wege eingeschlagen haben," entgegnete er. „Viel wahrscheinlicher ist, daß sie bei meinem bejchrten Kollegen Fink gewesen, und daß ihre Freundinnen mich statt seiner aufgesucht, weil sie sich im Namen verhört!"

„Na, Viere auf einmal verhören sich doch nicht?" wandte sie ein.

„Oder den Namen verwechselt," meinte er; „denn darin ist Ihr Geschlecht ja stark, meine Beste!"

Er fuhr rasch fort: „Aber Sie, Mütterchen, müssen mir herausbringen, ob ich dem bloßen Zufall meine vier Berlinerinnen verdanke, oder wie sich's mit Frau Schütz verhält. Bitte, hören Sie zu!"

„Ich höre!" sagte sie gespannt.

„Die Dame, die zuletzt bei mir war, erwarte ich morgen nach ihrer Brunnenstunde wieder. Ich werde Ihnen ein Zeichen geben, ehe sie weggeht. Dann machen Sie sich im Flur zu schaffen, knüpfen ein Gespräch an und —"

Mit fast heftiger Geste unterbrach sie ihn: „Sagen Sie mir kein Wort weiter, lieber Herr Doktor! Auf den Kopf gefallen ist die Stenzeln so wenig wie auf den Mund."

Am nächsten Vormittag erschien die bestellte Dame wieder bei Funk. Nach einer Viertelstunde pflanzte sich die Wirthin im Flur auf: scheinbar, um der Patientin den Ausgang zu öffnen. Dabei hob sie an: „Gnädige verzeihen, Sie sind gewiß Berlinerin?"

„Ja," war die Antwort, „woraus schließen Sie das?"

„Die Berlinerinnen tragen sich alle so geschmackvoll."

„Finden Sie?" fragte die Großstädterin geschmeichelt.

Frau Stenzel ging aber nicht näher auf das Toilettenwesen ein, sondern sprang ab: „Und um Ihre Leiden dürfen Sie außer Sorge sein; wo's Ihnen auch fehlt, bei meinem Doktor sind Sie in den besten Händen."

„Das glaube ich," gab die Andere zu, „er macht einen sehr angenehmen, sympathischen Eindruck."

„Ja," nahm die Matrone eifrig wieder das Wort, „mein junger Doktor ist der gescheidteste von allen unseren Badeärzten. Ihr Glück, Gnädige, daß Sie sich nicht etwa den alten Doktor Fink genommen, der ist ganz aus der Mode."

„Meine Freundin Schütz in Berlin," erwiderte die Dame, „hat mir ausdrücklich Herrn Doktor Funk empfohlen."

Der Haushälterin hüpfte das Herz, doch ließ sie's nicht merken, stellte sich vielmehr erstaunt. „Frau Schütz? Die sollte ich doch kennen? War sie nicht letzten Sommer bei uns?"

„Ja wohl!"

„Ich habe sie," erfand Mutter Stenzel, „ab und zu gesehen, eine reizende Frau!"

„Das sagt Jeder von ihr," stimmte die Patientin bei und wollte gehen, indeß die Fragestellerin ließ sie noch nicht aus dem Garn:

„Sie war allein hier, ohne Mann."

„Sie ist ja Wittwe, den Mann hat sie sehr früh verloren," belehrte Jene.

Frau Stenzel brachte ein mitleidiges „Ach" über die Lippen, und schloß an: „Davon kann ich auch ein Lied singen."

Die Fremde war aber nicht geneigt, das Lied zu hören; denn sie brach kurz ab: „Adieu, ich muß fort!"

Die Pförtnerin knixte: „Ergebene Dienerin!" und eilte gleich in Funks Sprechzimmer.

Der Arzt sah sie erwartungsvoll an: „Nun, Sie machen ja ein solch vergnügtes Gesicht?"

Sie gab ungesäumt die Erklärung dafür ab:

„Die Frau Schütz soll eine reizende Frau sein und ist Wittwe. Mir ahnt, bei der machen Sie Ihr Glück."

„Unsinn!" rief er. „Sprechen wir nicht mehr davon!"

„Unsinn!" wiederholte sie in empfindlichem Ton. „Schön, sprechen wir nicht mehr davon!" Damit verließ sie ihn und brachte in der That den Gegenstand nie mehr auf's Tapet. Funk vermied es gleichfalls, nur ahnte Mutter Stenzel seine Gründe nicht. Worte aus fremdem Munde, sobald sie unsere Eitelkeit aufstacheln, mögen noch so vernunftwidrig klingen, sie üben leise bestrickende Wirkung. Von Stunde an beschäftigte der Gedanke an die reizende Wittwe unausgesetzt den Doktor im Stillen. Der junge Arzt fühlte sich der fernen Gönnerin zu Dank verpflichtet und wurde es immer mehr. Ihre vier Freundinnen kamen nämlich Nachmittags in der Regel an öffentlichen Orten zusammen, wo sie stundenlang bei Kaffe und Kuchen den glücklichen Fortgang der Kur priesen. Das Hauptverdienst schrieben die Damen dem Arzt zu. „Ein prächtiger Mann," rühmten sie ihn. Seine Patienten liegen ihm am Herzen, als waren sie seine nächsten Freunde, seine Verwandten. „Ja, der Doktor Funk ist ein einziger Mann!"

Dergleichen laut geführte Unterhaltungen fanden an besetzten Nebentischen achtsame Zuhörer, und so geschah es, daß mancher Badegast, der nicht recht zufrieden mit seinem Medikus war, sich dem Doktor Funk zuwendete. Am Ende der Saison durfte der jüngste „Kollege" zum Aerger der älteren mit Genugthuung auf seine Erfolge wie auf seine Einnahmen blicken. Da theilte er plötzlich der treuen Haushälterin mit, welche Verwendung er seiner wohlgefüllten Kasse zugedacht. Er wollte einige Wintermonate in Berlin zubringen, um sich in den Hör- und Operationssälen berühmter Lehrer wissenschaftlich noch zu vervollkommnen.

„Das hätten Sie nun eigentlich wohl nicht nöthig," bemerkte Mutter Stenzel, „Sie sollten sich lieber nach Jemand umsehen, von dem Sie mir verboten haben, zu reden."

Mit schneller Bewegung verbarg er ihr sein Gesicht, in das helle Röthe schoß. Er kam sich wie ein ertappter Sünder vor, da er die Wissenschaft nur vorgeschützt, in Wahrheit aber hauptsächlich das zu thun beabsichtigte, was die gute Alte andeutete. Seine erste Ausfahrt in der Reichshauptstadt galt denn auch seiner unbekannten Gönnerin, deren Wohnung er ermittelt hatte. Die Droschke hielt vor einem stattlichen Hause, der Portier trug Funks Visitenkarte in den ersten Stock und kehrte mit der Meldung zurück, der Besuch sei angenehm. Das Herz des jungen Mannes begann heftig zu schlagen, als er die Treppe hinaufstieg. An der geöffneten Korridorpforte empfing ihn ein Dienstmädchen, führte ihn in den Salon und bat, einen Augenblick zu verzeihen, die gnädige Frau würde gleich erscheinen.

Sich allein überlassen, wiederholte Funk flüsternd die feurige Anrede, die er sich unterwegs zurechtgelegt. Da ging die Seitenthür auf, — und — vor Bestürzung stand sein Puls still. Nicht etwa, als ob ihm in Frau Schütz eine abschreckende Erscheinung entgegengetreten wäre, im Gegentheil, ihr Antlitz trug milde, einnehmende Züge, aber „die reizende Wittwe" mußte mindestens vierzig und einige Lenze hinter sich haben.

Mit leichter Kopfneigung grüßte sie ihn: „Herr Doktor Funk? Ich habe bereits von Ihnen gehört. Was führt Sie zu mir?"

In dem Moment blitzte ein glücklicher Gedanke bei ihm auf. „Gnädige Frau," erwiderte er fest, „ich thue am besten, Ihnen Nichts zu verschweigen. Meine Absicht war, Ihnen eine Liebeserklärung zu Füßen zu legen."

Sie wich zurück und musterte ihn schweigend.

„Sie werden mich," fuhr er fort, „nicht für einen kompleten Narren halten, wenn Sie sich gütigst auseinandersetzen lassen, wodurch der Entschluß in mir gereift."

Nun erzählte er ungeschminkt, wie sein Interesse für sie erwacht und sich nach und nach zur heimlichen Leidenschaft ausgebildet. Sie hörte aufmerksam zu; bisweilen hatte sie Mühe, den Lachreiz zu unterdrücken. Schließlich begehrte er Auskunft, was sie bewogen, ihm Patientinnen zu schicken.

„Das Räthsel löst sich höchst einfach, werther Herr Doktor!" erklärte sie. „Als ich vor einem Jahr Ihr Bad brauchte, wohnte ich bei der Frau Wiesenhauer. Sie hatten ihr kurz zuvor ein krankes Kind gerettet, dem zwei andere Aerzte das Leben abgesprochen. Ich selbst bedurfte Ihres Beistandes nicht; die Verhaltungsmaßregeln, die mir mein Hausarzt gegeben, genügten für meine Kur. Aber als ich in diesem Frühling von Bekannten gefragt wurde, ob ich ihnen nicht einen tüchtigen Arzt zu nennen wisse, da erinnerte ich mich des Lobes, das Ihnen meine gute Wiesenbauer gespendet, und so empfahl ich mit gutem Gewissen den Doktor Funk. Nach den Berichten meiner heimgekehrten Freundinnen habe ich's auch nicht zu bereuen. Ist durch meine zufällige Vermittelung Ihr Glück gegründet worden, so freut mich's herzlich."

Unmittelbar nach dem letzten Wort schallte hinter Funk eine jugendliche Stimme: „Mama!" Sein Kopf fuhr herum, ein etwa zwanzigjähriges Mädchen, das verschönte Abbild der Mutter, war raschen Schrittes in den Salon getreten, noch behandschuht, aber ohne Hut. Beim Anblick des Fremden stutzte sie: „Ach, entschuldige, Du hast Besuch?"

Der Gast erhob sich, die Mutter stellte vor: „Herr Doktor Funk — meine Tochter Blandine!"

„Der Badearzt, von dem Tante Laura so entzückt ist?" fragte Blandine geschwind.

„Derselbe," bestätigte die Mutter, „und er tritt uns vielleicht sehr nahe. Was würdest Du sagen, liebes Kind," sprach sie scheinbar ganz ernst weiter, „wenn ich Dir in ihm einen zweiten Vater gäbe?"

Das überraschte Mädchen fuhr in allen Gliedern zusammen: „Mama!"

Unbeirrt ließ diese folgen: „Er ist eigens nach Berlin gekommen, um mir sein Herz anzutragen. Nicht so, Herr Doktor?"

Funk schwieg, weil er verlegen war, ob und wie weit er auf den Scherz eingehen sollte. Aus Blandinen's Augen traf ihn ein feindlicher Strahl. Ihre Stimme zitterte, abgebrochen stieß sie hervor: „Mein Herr — bedenken Sie nicht — daß Sie fast Mamas — Sohn sein könnten?"

Hier kam ihm abermals ein guter Gedanke, den er ohne Zaudern aussprach: „Gestatten Sie mir, Ihnen näher bekannt zu werden, gnädiges Fräulein, und ich mißcle Ihnen allmählich weniger, als bei dieser ersten Bewegung, so erweisen mir die gnädige Frau vielleicht die Gunst, mich statt der von Ihnen gefürchteten Vaterrolle die meinen Jahren angemessenere eines Sohnes spielen zu lassen." und ihr Blick irrte von ihm zur Mutter, von der Mutter zurück auf ihn.

Jetzt legte die Mama ihre ernste Miene ab. „Sie sind etwas keck, Herr Doktor, aber ich hab's verschuldet und darf Ihnen daher keinen Vorwurf machen. Wollen Sie mein Haus öfter besuchen, so soll es Ihnen offenstehen. Für heute nehmen Sie, bitte, Abschied! Meine Tochter erfährt besser durch mich allein von der Entstehung der Leidenschaft des jungen Herrn für die alte Frau."

Funk leistete Gehorsam. Wenige Tage später fand er sich auf's Neue ein, und nach einigen Wochen war die goldblonde Blandine seine Braut. Da schmiegte sich das glückliche Mädchen an den Verlobten und fragte schmeichelnd: „Felix, willst Du mir eine Bitte erfüllen?"

Er umschlang sie: „Jede und jederzeit, liebster Schatz!"

„Dann bleibt," sagte sie, „wenn wir verheirathet sind, Mütterchen Stenzel in unserem Hause."

„Den Wunsch hast Du in meiner Seele gelesen!" rief er, und auf ihren Lippen brannte ein dankbarer Kuß.

„Reingefallen".

Skizze von Marie Stahl.

„Station Wusterwitz! Eine Minute Aufenthalt!"

Es fehlte eine Sekunde an dieser einen Minute, da kam noch ein Herr in rasendem Eise den Bahnsteig entlang gestürmt, unter dem einen Arm eine Plaidrolle und einen Regenschirm, in der anderen Hand ein Köfferchen.

Trotzdem ihm Alles auswich, brachte er es fertig, den Bahninspektor anzurennen, über einen Hund zu stolpern und mit seinem Koffer einen Kellner zu stoßen, der Wiener Würstchen und Pilsner Bier auf einem Tablet ausbot.

Der Inspektor fluchte, der Hund heulte und der Kellner, dessen Bier auf die Würstchen floß, schimpfte, während der Schaffner die nächste Wagenthür aufriß, die der Verspätete mit einem verzweifelten Satz nehmen wollte, indem er den Koffer voraus schleuderte. Aber er blieb mit der Plaidrolle in der Thür stecken, durchbohrte den Schaffner fast mit seinem Schirm, der ihm mit einem freundlichen Schub nachhelfen wollte, so daß dieser zurückprallte, und voraussichtlich wäre er auf den Bahnsteig zurückgefallen, wenn nicht eine rettende Hand von innen die Plaidrolle erfaßt und ihn vollends hereingezogen hätte.

Der Schaffner schlug die Thüre zu und der Zug dampfte ab.

Drinnen im Wagen aber lagen der Gerettete und der Retter über einander gefallen am Boden, dazu Koffer, Plaidrolle und Schirm, theils unter, theils auf ihnen.

Beide starrten sich eine Sekunde lang sprachlos an.

„Heppla," sagte endlich der Eindringling, indem er mühsam am Sitz emporkrabbelte, „beinah' hätte es ein Malheur gegeben!"

„Beinah' nennen Sie das!" rief die Dame entrüstet, die immer noch am Boden saß.

Mit einem Ruck schnellte sie jetzt empor, ohne die Hand zu nehmen, die er ihr bot.

„O, meine Rosen!" rief sie schmerzbewegt, es zeigte sich nämlich, daß sie sich im Fallen auf einen Strauß herrlicher, blühender Rosen gesetzt und diese völlig zerdrückt hatte.

Zornig schleuderte sie die Blumen zum Fenster hinaus.

„Aber, mein Fräulein, — ich bitte tausend Mal um Entschuldigung — das kann doch Jedem passiren — — mußte mir da ein guter Bekannter auf dem Wege zur Bahn begegnen, der durchaus noch einen Schoppen schmettern wollte — dabei machte er mir eine so interessante Mittheilung, daß ich vergaß auf die Uhr zu achten — bitte also tausend Mal um Pardon. — Ach, Gott, die schönen Rosen — werde mir erlauben, Ihnen einen Ersatz zu verschaffen. — Sie haben sich doch hoffentlich nicht weh gethan?"

„Ich danke für Ihren Ersatz — wie können Sie überhaupt von „Ersatz" reden — für die meisten Dinge giebt es keinen Ersatz — haben Sie das etwa noch nicht erfahren? Dann müßten Sie wenig erlebt haben. Aber eins will ich Ihnen noch sagen! Das kann nicht Jedem passiren daß er auf solche Weise zu spät kommt. Mir könnte es zum Beispiel nicht passiren. Wenn ich es eilig zur Bahn habe, lasse ich mich nicht durch das Geschwätz irgend eines guten Bekannten aufhalten. Wer das thut, der wird wohl im Leben immer und überall zu spät kommen!"

„Aber, mein Fräulein, erlauben Sie — verzeihen Sie — es gibt doch Gründe, welche — — man kann unter Umständen — — auch ein Mann kann unter Umständen —"

„Ach, bewahre, für einen Mann soll es gar keine Umstände geben, wenn er etwas will!"

Johann Ferdinand Rumpel sah sein Gegenüber völlig verdutzt an. Er war ein etwas zur Korpulenz neigender Junggeselle, mit einer angehenden Glatze, von sehr friedfertigem Aussehen und rosigem Teint. Sie hätte Modell stehen können zum Typus der „neuen Frau". Mager wie eine Sezessions-Nymphe, überreif, im Jugendstiel gekleidet, mit großer Unabhängigkeitsmiene.

Der Zug sauste unterdessen durch eine flache, sandige Gegend mit dürftigen Kornfeldern und graugrünen Kiefernhaiden.

„Gott soll mich bewahren!" sagte er etwas kleinlaut, wenn man aber doch etwas so Wichtiges erfährt, etwas so ungeheuer Wichtiges, das kann Einen doch — so zu sagen — konsterniren, daß man etwas anderes Wichtiges darüber für den Augenblick vergißt."

„Schwachheit!" sagte sie nur geringschätzig.

Seine Augen wurden kugelrund vor innerer Erregung.

„Aber, mein Fräulein, wenn Sie sich nun verloben wollten, vom Fleck weg verloben, nachdem Sie es so lange Jahre überlegt und aus Vorsicht so lange gelassen haben, bis Sie die Taille und die Haare darüber verloren haben —"

„Entschuldigen Sie ich habe weder meine Taille noch meine Haare verloren. Ich trage nur Reform-Korsett und keinen falschen Zopf."

„Nu, ich meine nur so — ich meine ja mich — also — Sie wollen sich verloben —."

„Pardon, ich denke gar nicht daran. Nach dem neuen Bürger-Gesetzbuch hat die Ehe viel Bedenkliches."

„Also — ich will mich verloben — und da erfahre ich eben von diesem guten Bekannten, daß ich im Begriff war, der Dame einen Antrag zu machen, die ich gar nicht haben will."

„Das kann allerdings auch nicht Jedem passiren!"

„Nicht wahr? Soll man darüber nicht die Contenance verlieren?"

„Aber, wenn nun der umgekehrte Fall eintritt, wenn nun die Dame, der Sie einen Antrag machen, Sie nicht haben will?"

„— warum sollte sie mich nicht wollen? Ich bin ein Mann in geordneten Verhältnissen, in sehr geordneten Verhältnissen. Und ich bin sehr musikalisch. Ich singe in unserem Gesangverein Baß-Solo. Natürlich erwarte ich von meiner Frau dasselbe."

„Erlauben Sie, Ihre Frau kann doch nicht Baß-Solo singen!"

„Aber ich meine ja die guten Verhältnisse. Singen ist nicht durchaus nothwendig. Da ist nun ein guter Freund von mir gestorben, älter als ich, ein alleinstehender Mann, aber schwerreich. (Eine Nichte in gesetzten Jahren, die ihm die Wirthschaft führte, soll seine Haupterbin sein. Das wäre nun eine passende Frau für mich gewesen — sie ist ein ordentliches Frauenzimmer und versteht das Ihre zusammenzuhalten. Ein ganz kompletes Frauenzimmer, aber von Hause aus arm, ganz arm. Sonst hätte ich sie mir ja längst geholt, denn gern mögen wir uns schon lange, sehr lange. Sie nannte mich immer mein Schäfchen" und „alter, dummer Hans" und kochte mir immer mein Leibgericht „Eisbein mit Sauerkraut", wenn ich meinen Freund besuchte. Und das thut man doch nur aus Zuneigung."

„Allerdings."

„Dafür wollte ich sie nun auch vom Fleck weg heirathen. Ach Gott, das hätte gewiß eine glückliche Ehe gegeben. Und meine Mutter hatte ja nun auch nichts mehr dagegen. Da erfahre ich eben, wie ich zur Bahn will, daß sie gar nicht die Erbin ist, sondern eine andere Dame, die Tochter einer Jugendliebe meines Freundes. Die Nichte soll mit einer Kleinigkeit abgefunden sein. Das geht mir recht nahe!"

„Ja, wozu reisen Sie denn nun überhaupt hin?"

Johann Ferdinand Rumpel riß seine Aeuglein noch weiter auf und sagte:

„Ja, Sie haben eigentlich recht, nun hätte ich mich gar nicht so zu übereilen brauchen!"

„Sie sind ein gottvoller Mensch!" lachte jetzt die Dame, daß ihr die Thränen herunterliefen.

Sie brauchen mich gar nicht auszulachen," bemerkte Herr Rumpel sehr pikirt, „ich will mich jetzt nach der anderen Erbin erkundigen. Wenn sie das Haus meines Freundes Schönstedt geerbt hat, wird sie wohl an Ort und Stelle sein, und ich will sie mir ansehen. Denn heirathen muß ich auf jeden Fall, hat meine Mutter gesagt."

Die Fremde funkelte ihn plötzlich zornig an. „Soll ich Ihnen sagen, wer ich bin? Ich selbst bin die Tochter jener Jugendliebe, die Haupterbin vom alten Schönstedt."

„Allmächtiger!" schrie Herr Rumpel, die Hände zusammenschlagend, „da bin ich aber reingefallen!"

„Ja, reingefallen sind Sie — der ganzen Länge nach in's Kupee!"

Aber, mein liebes Fräulein, das trifft sich ja herrlich! Da haben wir uns zufällig so nett kennen gelernt —"

„Ja, wirklich sehr nett."

„Sollten Sie nicht vielleicht geneigt sein —"

„Ja, ich bin geneigt, Ihnen die Wahrheit zu sagen. Wissen Sie, was Sie sind? Sie sind ein Mensch mit niedriger Gesinnung! Sie sind in guten Verhältnissen und lieben ein braves Mädchen, das Ihnen zugethan ist. Aber Sie heirathen es nicht, weil es arm ist. Sie wollen nur schnöden Mammon heirathen. So wissen Sie denn, daß Ihr Bekannter Sie falsch unterrichtet hat. Henriette hat immer noch einen großen Theil des Schönstedt'schen Vermögens geerbt. Natürlich werde ich sie jetzt vor Ihnen warnen und mir selbst ein warnendes Beispiel daran nehmen. Sie haben sich zwischen zwei Stühle gesetzt, mein Herr! Hier ist Station Protttau, Jettchen wartet auf mich — leben Sie wohl, mein Herr!"

Leichtfüßig sprang die schlanke Gestalt auf den Bahnsteig hinaus, während Herr Rumpel niedergeschmettert sitzen blieb. Bis er zur Besinnung kam, war der Zug schon wieder abgedampft, er mußte bis zur nächsten Station mitfahren und da sein Billet in Protttau abgelaufen war, Strafe zahlen.

Außerdem war er verurtheilt, fünf Stunden auf der kleinen Station Wegelang in flacher, oder Haidegegend zu sitzen, um auf den nächsten Zug zu warten.

Herr Rumepl ist nie wieder auf Brautreisen gegangen.

Falsch aufgefaßt.

Arzt: „Ja, mein Lieber, ob Sie wollen oder nicht, das Pulver müssen Sie nehmen, das hilft nichts."

Patient: „Na, wenn es doch nichts hilft, warum soll ich's denn erst nehmen?"

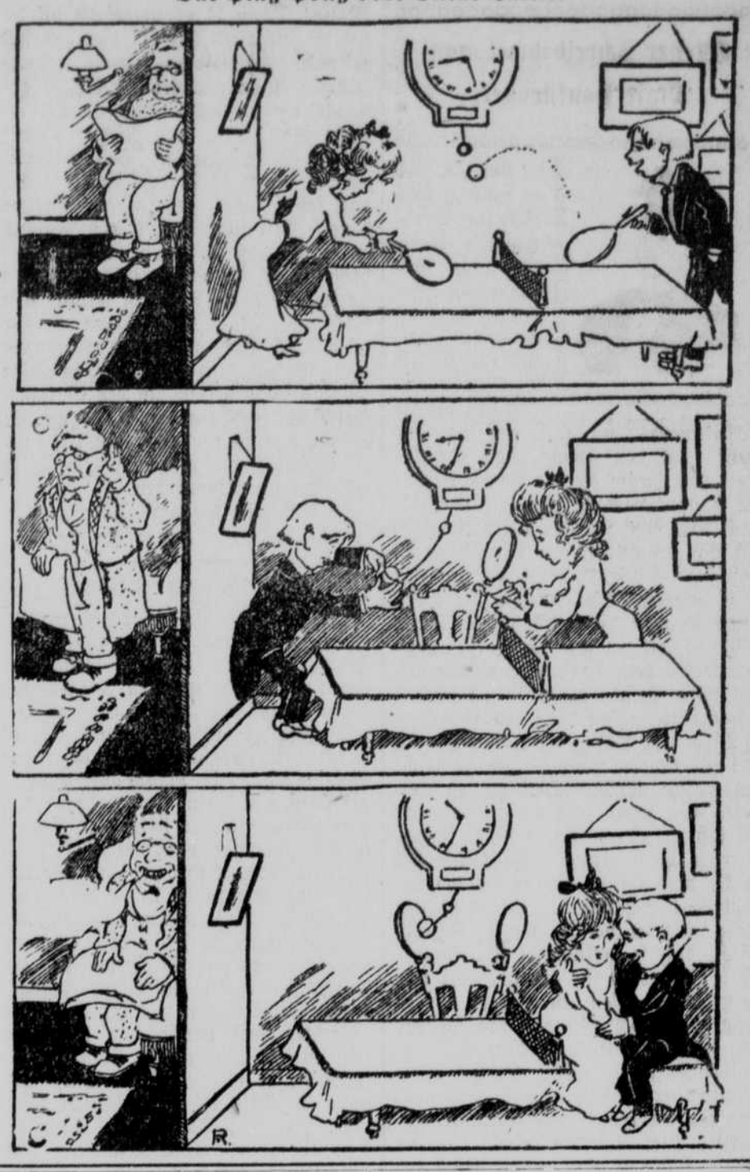
Der traurige Finder.

Wirth: „Da ist auch Ihr Cylinder wieder angekommen, der Sonntag verschwunden war, Herr Meier; der Kanzlist Hähnle hat ihn irrthümlich mitgenommen gehabt."

Herr Meier: „Warum hat er ihn denn nicht gestern schon zurückgebracht?"

Wirth: „Ja, wissen Sie, gestern mußte er halt . . . zum Begräbniß."

Das Ping-Pong oder Tiktak-Taktik.



Mutterthränen.

Von Karl Siebel.

Eine Thrän' im Mutterauge!
Und ein Himmel wird verdunkelt,
Und des Kindes Seele trübt sich, —
Nicht ein Freudensternlein funkelt.

Eine Thrän' im Mutterauge!
Und das theure Angesicht
Trocknen rothe Kinderlippen.
„Liebe Mutter, weine nicht!"

* * *

Eine Thrän' im Mutterauge!
Wilder Knabe! Wilder Knabe!
Denken wirst Du dieser Thräne,
Wenn dein Schritt sich naht dem Grabe.

Eine Thrän' im Mutterauge!
Kummervoll und liebeschwer!
Deinetwegen, wilder Knabe!
Nie vergissest du sie mehr.

Boshaft.

„Mensch, was trägst Du denn da für einen feudalen Paletot?"

„Aeh, nicht wahr, janz aparter Stoff — Jewebe aus Kameelshaaren — wie sitzt er mir denn?"

„Wie angewachsen."

Falsch aufgefaßt.

Hebamme (mit Zwillingen): „Nun, was sagen Sie dazu?"

Professor: „Hm, eins so hübsch wie's andere, da wird einem wirklich die Wahl schwer!"

Verschlimmbessert.

Besuch: „Ich finde aber doch, daß der Kleine jetzt seinem Papa recht ähnlich ist . . . ."

Mutter (deren Gatte sehr häßlich ist): „Ja, ja — leider."

Besuch: „Das heißt — ich glaube aber, daß das sich wieder verwächst!"

Die Eifersüchtige.

Richter: „Sie haben also die Angeklagte an dem betreffenden Abend bestimmt erkannt?"

Zeuge: „Selbstverständlich; ich habe mich gleich nach ihr umgedreht, als sie mir begegnete!"

Die Frau des Zeugen (aus dem Hintergrunde): „Warte, komm' Du mir nach Haus!"

Freundliche Auskunft.

Sommerfrischler: Ihr habt da ein paar schöne, fette Schweine. Womit erreicht Ihr denn das?"

Bauer: „Ja, mei'! Thun alleweil fressen, liegen 'n ganzen Tag auf'n Bauch und arbeiten nix — akr'at so wie d' Sommerfrischler!"

Boshaft.

Junger Dichter: „Ob ich die Gedichte unter meinem eigenen Namen „Meier" herausgebe?"

Freund: „Natürlich . . . das kann ja dann eben so gut ein Anderer gewesen sein!"

Allerdings.

Zahnkranke (nach der Operation): Dieses schreckliche Zahnausreißen!

Zahnarzt: „Ja, mein Fräulein, Romane werden im Operationsstuhl nicht erlebt."

Im Amtseifer.

A.: „Herr Registrator, ich möchte um die Akten Hundswuth in Oberhausen gebeten haben."

Registrator: „Hundswuth? Die hat Kollege B.; ich habe nur die Maul- und Klauenseuche und Rinderpest.

Gute Bekannte.

Onkel (zu seinem Neffen, der Student ist): „Sag' mir nur, Fritz, wer sind denn diese einfach gekleideten Leute, die Dich so ehrerbietig grüßen?"

Fritz: „Das sind Nachtwächter!"